

ZADIE ZADIE SINNESWECHSEL ZADIE ZADIE

GELEGENHEITSESSAYS

Kiepenheuer
& Witsch

Zadie Smith

Sinneswechsel

Gelegenheitsessays

Aus dem Englischen von Tanja Handels

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Zadie Smith](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Zadie Smith

Zadie Smith, geboren 1975 im Norden Londons, lebt heute in New York. Ihr erster Roman »Zähne zeigen«, 2001 erschienen, wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, von der Kritik gelobt und ein internationaler Bestseller. Der Roman »Von der Schönheit«, 2006 erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, war auf der Shortlist des Man Booker Prize 2005 und gewann 2006 den Orange Prize. Ihr Roman »London NW«, 2014 erschienen, wurde international gefeiert und auch in Deutschland ein Bestseller.

Weitere Titel von Zadie Smith: <http://bit.ly/1x21750>

Die Übersetzerin

Tanja Handels, geboren 1971 in Aachen, lebt und arbeitet in München, unterrichtet angehende Literaturübersetzer und übersetzt zeitgenössische britische und amerikanische Romane, u.a. von Elizabeth Gilbert, Elly Griffiths und Scarlett Thomas.

Über dieses Buch

Zadie Smith wirft in diesem Band einen Blick auf das Leben – in kultureller und persönlicher Hinsicht. Ihre leidenschaftlichen und präzisen Essays handeln von großer Literatur und schlechten Filmen, von ihrer eigenen Familie und der Welt der Philosophie, von Comedians und Diven.

Wie hat George Eliots Liebesleben ihr Schreiben beeinflusst? Warum hat Kafka morgens um fünf geschrieben? Worin ähneln sich Barack Obama und Eliza Doolittle? Kann man bei einer Oscar-Verleihung overdressed sein? Was ist italienischer Feminismus? Wenn Roland Barthes den Autor getötet hat, kann ihn dann Nabokov wieder zum Leben erwecken? Und ist »Date Movie« der schlechteste Film aller Zeiten?

Journalistische Arbeiten im weitesten Sinne: vom Feinsten, intelligent und lustig, ein Geschenk für Leser und Schriftsteller. Ein Essay ist mehr als eine Kolumne, in der jemand eine Meinung kundtut: Hier wird er zu einem hellen Raum, in dem frei gedacht wird.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Changing My Mind. Occasional Essays*

Copyright © 2009 by Zadie Smith

All rights reserved

Aus dem Englischen von Tanja Handels

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln

ISBN 978-3-462-30926-3

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Fördernachweis

Widmung

Motto

Vorwort

Lesen

1 Vor ihren Augen sahen sie Gott oder Was ist eigentlich soulfulness?

2 E. M. Forster, mittleres Management

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

3 Middlemarch und alle anderen

Henry und George

Marian, Fred und Spinoza

Middlemarch und alle anderen

4 Wieder-Lesen mit Barthes und Nabokov

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

5 F. Kafka, Jedermann

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

6 Zwei Wege für den Roman

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

Sein

7 Kunst kommt von Können

1. Makroplaner und Mikromanager

2. Die Wörter der Anderen, Teil eins

3. Die Wörter der Anderen, Teil zwei

4. Magisches Denken im Mittelteil

5. Gerüste abbauen

6. Wiederauflage: Die ersten zwanzig Seiten

7. Der letzte Arbeitstag

8. Bitte Abstand halten

9. Die unerträgliche Grausamkeit der Fahnen

10. Jahre danach: Ekel, Erstaunen und ein ganz gutes Gefühl

8 Eine Woche Liberia

Montag

Dienstag

Mittwoch

Donnerstag

Freitag

Samstag

9 In Zungen reden

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

Sehen

10 Die Hepburn und die Garbo

1. Das Naturtalent

2. Ein Kunstwerk der Natur

11 Anmerkungen zu Viscontis Bellissima

Vorbemerkung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

12 Im Multiplex, 2006

Die Geisha

Shopgirl und Get Rich or Die Tryin'

München

Walk the Line und Grizzly Man

Begegnung – Brief Encounter und Der Beweis

Good Night, and Good Luck und Casanova

Capote und Date Movie

Syriana und The Weather Man

V wie Vendetta und Tsotsi

Transamerica und Romance & Cigarettes

13 Zehn Beobachtungen am Oscar-Wochenende

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

Fühlen

14 Weihnachten bei Familie Smith

15 Ein ganz normaler Held

16 Dead Man Laughing

Gedenken

17 Kurze Interviews mit fiesen Männern: Die schwierigen Geschenke des
David Foster Wallace

0. Schwierige Geschenke

1. Den Rhythmus brechen, in dem Denken nicht vorkommt

10. Nicht, was du denkst

11. ... das nichts bedeutet

100. Kirche, nicht von Menschenhand erbaut

Nachweis und Danksagung

Die Übersetzung wurde durch ein Arbeitsstipendium des Deutschen
Übersetzerfonds sowie durch das Literaturstipendium der
Landeshauptstadt München 2011 im Bereich Übersetzung gefördert.

Dem Andenken meines Vaters

The time to make your mind up about people is never!

Tracy Lord in The Philadelphia Story

Sie entscheiden, was Sie glauben.

David Foster Wallace

Vorwort

Das vorliegende Buch entstand hinter meinem Rücken. Oder besser gesagt: Mir war nicht klar, dass ich es geschrieben hatte, bis mich jemand darauf aufmerksam machte. Ich dachte eigentlich, ich schriebe an einem Roman. Und dann an einem gewichtigen theoretischen Werk über das Schreiben: *Besser scheitern*. Beide Abgabetermine verstrichen. Und ich erledigte unterdessen die Anfragen, die hin und wieder eintrudelten. Fünf Seiten zum Thema Weihnachten? Zu Katharine Hepburn? Kafka? Liberia? So kamen irgendwann vierhundert Seiten zusammen.

Um »Gelegenheitssessays« handelt es sich insofern, als sie alle für bestimmte Gelegenheiten geschrieben wurden und für bestimmte Redakteure. Bob Silvers, David Remnick, Deborah Treisman, Cressida Leyshon, Lisa Allardice und Sarah Sands bin ich ganz besonders dankbar, weil sie mich überhaupt erst auf die Idee gebracht haben, mich als Filmkritikerin, Nachrufautorin, Amateur-Reisereporterin, Literaturrezensentin und Memoirenschreiberin zu versuchen. »Ohne sie wäre dieses Buch niemals entstanden«: ein Klischee, das sich in diesem Fall als empirisch wahr erwiesen hat.

Wenn man schon in jungen Jahren Bücher veröffentlicht, entwickelt sich das eigene Schreiben mit einem selbst weiter – und zwar in der Öffentlichkeit. *Changing My Mind*, auf Deutsch *Sinneswechsel*, erschien mir als passender, aufrichtiger Titel, um diesen Vorgang zu beschreiben. Wenn ich mir die einzelnen Texte noch einmal durchlese, muss ich allerdings wohl oder übel zugeben, dass ideologische Widersprüche für mich einer Glaubensfrage gleichkommen. Wie auch die verhalten optimistische Überzeugung, die Saul Bellow so treffend formuliert hat:

»Am Rand des Lebens finden sich manchmal Wahrheiten.« Ich gebe die Hoffnung zwar nicht auf, glaube aber nicht, dass ich dem jemals entwachsen werde.

Zadie Smith
New York, 2009

Lesen

1

Vor ihren Augen sahen sie Gott oder Was ist eigentlich *soulfulness*?

Als ich vierzehn war, schenkte mir meine Mutter das Buch *Vor ihren Augen sahen sie Gott*. Ich hatte keine Lust, es zu lesen. Ich wusste genau, was sie damit bezweckte, und das nervte mich. Auf die gleiche Weise hatte sie mich schon an *Sargassomeer* und *Sehr blaue Augen* herangeführt, und weder das eine noch das andere hatte mir gefallen (oder besser gesagt: Ich hatte nicht zugelassen, dass mir das eine oder das andere gefiel). Mir war meine eigene, frei gewählte, kunterbunte Leseliste lieber. Ich bildete mir einiges auf die große Bandbreite meiner Lektüre ein, und genetische oder soziokulturelle Gründe waren bei meiner Bücherwahl nicht ausschlaggebend. Als meine Mutter das Buch ungelesen auf meinem Nachttisch liegen sah, wurde sie nachdrücklich:

»Es wird dir bestimmt gefallen.«

»Weil sie schwarz ist, oder was?«

»Nein – weil es einfach ein richtig gutes Buch ist.«

Von »guten Büchern« hatte ich so meine eigenen Vorstellungen. Eine aphoristische oder unverhohlen »poetische« Sprache, mythische Bildlichkeit, präzise wiedergegebene »Mundarten« und weibliche Liebesnöte fielen eindeutig nicht in diese Kategorie. Ich hatte also all meine literarischen Schutzschilde gegen *Vor ihren Augen sahen sie Gott* aufgefahren. Dann las ich die erste Seite:

Schiffe in der Ferne haben jedermanns Wunsch an Bord. Für manche treffen sie mit der Flut ein. Für andere fahren sie immer am Horizont dahin, nie außer Sicht, nie ein in den Hafen, bis der Ausschauer resigniert die Augen abwendet, da ihm an der kalten Schulter der Zeit die Träume gestorben sind. So ist das Männerleben.

Frauen hingegen vergessen alles, was sie nicht behalten wollen, und behalten alles, was sie nicht vergessen wollen. Der Traum ist die Wahrheit. Dann gehen sie hin und handeln danach.

Das waren eindeutig Aphorismen, und trotzdem streckten sie mich hilflos zu Boden, ohne dass ich ihrer Kraft etwas entgegensetzen konnte. Die Zeit wurde personifiziert (ich lehnte das Personifizieren von Abstrakta prinzipiell ab), und doch stimmte mich der Gedanke an diese namenlosen Männer und ihr unausweichliches Scheitern melancholisch. Der zweite Teil über die Frauen traf mich umso mehr. Bis heute habe ich nichts gelesen, was meine Mutter und mich treffender beschrieben hätte: »Dann gehen sie hin und handeln danach.« Na dann, von mir aus. Ich rollte mich bequemer im Sessel zusammen und legte meinen Bleistift beiseite. Ich inhalierte das Buch. Drei Stunden später war ich durch und heulte fürchterlich, was einerseits sehr viel und andererseits auch wieder gar nichts mit dem tragischen Ende zu tun hatte.

An dem Tag, als ich *Vor ihren Augen sahen sie Gott* las, musste ich mich an mehreren literarischen Fronten geschlagen geben. Ich musste einräumen, dass Aphorismen hin und wieder doch ganz kraftvoll sein können. Ich musste mich von der Idee verabschieden, dass Keats das Monopol auf Poesie besaß:

Sie lag lang auf dem Rücken unter dem Birnbaum und saugte den Altgesang der anfliegenden Bienen, das Gold der Sonne und das Hecheln der Brise in sich auf, als auf einmal die unhörbare Stimme des Ganzen sie ansprach. Sie sah eine pollenbeladene Biene in das Allerheiligste einer Blüte eintauchen, sah die tausend Schwesterkelche

sich der Liebesvereinigung entgenspannen, sah den in jeder Blüte saftenden und vor Lust schäumenden Baum von der Wurzel bis ins winzigste Zweiglein ekstatisch erschauern. Das also hieß heiraten! Freien und sich freien lassen! Sie war geladen worden, eine Offenbarung zu schauen. Da verspürte Janie reuelos süß einen Schmerz, vor dem sie butterweich zerschmolz. [1]

Ich musste mir eingestehen, dass mythische Sprache verblüffen kann, wenn sie gut ist:

Der Tod, dieser unheimliche Geselle mit den mächtigen eckigen Zehen, der weit im Westen wohnte. Der Große, der in dem schlichten Haus wohnte, das wie ein Podest ohne Wände war und ohne Dach. Wozu bräuchte der Tod einen Schutz, und welcher Wind könnte gegen ihn anblasen?

Mein Widerstand gegen Dialoge – angefacht von meinem großen Idol Nabokov – wehrte sich standhaft und knickte dann doch ein vor Hurstons Gespür für schwarze Umgangssprache. In der Sprache ungebildeter Menschen entdeckt sie das Glück der Alltagsmetapher:

Wenn Gott sich nicht mehr um die schert wie ich, dann sind sie so verloren wie 'ne Nadel im Heuhaufen.

... und das der lässig übergeworfenen Weisheit:

Meiner Meinung nach muss man nicht länger trauern, als wie man traurig ist.

In ihren Gesprächen offenbart sich die individuelle Persönlichkeit so präzise und rasch, als gäbe es gar keine Autorin:

»Wo kommt ihr denn her, dass ihr's so eilig habt?«, fragte Lee Coker.
»Mittelgeorgia«, antwortete Starks kurz angebunden. »Joe Starks is mah

name, from in and through Georgy.«

»Wollt ihr bei uns brüderlich mitmachen, Sie und Ihre Tochter?«, erkundigte sich die andere hingefläzte Gestalt. »Freut mich mächtig. Hicks ist mein Name. Guv'nor Amos Hicks aus Buford in South Carolina. Frei, ledig, ungebunden.«

»Igott, ich bin nicht annähernd alt genug, um 'ne erwachsene Tochter zu haben. Das ist meine Frau hier.«

Hicks ließ sich zurücksinken und verlor augenblicklich das Interesse.

»Wo ist der Bürgermeister?«, hakte Starks nach. »Mit dem will ich reden.«

»Da sind Sie'n bisschen sehr früh dran«, erklärte ihm Coker. »Wir haben noch gar keinen.«

Vor allem aber musste ich meine Vorbehalte gegen weibliche Liebesnöte sausen lassen. Die Geschichte von Janie und den drei Ehen, die sie durchläuft, konfrontiert den Leser mit dem bemerkenswerten Gedanken, dass die Wahl eines Partners, die Entscheidung für den einen und gegen den anderen Mann (oder für die eine und gegen die andere Frau), weit über das rein Romantische hinausgeht. Letztendlich ist es eine Wahl zwischen Werten, Möglichkeiten, Zukunftsvorstellungen, Hoffnungen, Argumenten (gemeinsamen Konzepten, die dem entsprechen, wie man die Welt erlebt), Sprachen (gemeinsamen Worten, die dem entsprechen, wie man die Welt sieht) und Leben. Die Welt, die man mit einem Logan Killicks teilt, ist offenkundig nicht die gleiche, die man mit einem Vergible »Tea Cake« Woods teilen würde. Man denkt nicht einmal gleich in diesen beiden getrennten Welten: Ein Geist, der mit Logan gefangen war, ist mit Tea Cake plötzlich frei. Aber wer würde es wagen, in diesem Kontext überhaupt von Freiheit zu sprechen? Ganz praktisch gesehen hatte eine schwarze Frau im Amerika der Jahrhundertwende, eine Frau wie Janie oder auch Zora Neale Hurston selbst, in etwa dieselben bürgerlichen Freiheitsrechte wie ein Nutztier: »Die Niggerfrau ist der Muli der Welt.«

So lautet der berühmte Satz von Janies Großmutter – und ihn zu lesen kränkte mich in meinem Stolz. Auch Janie kränkt er; sie lehnt den Realitätssinn ihrer Großmutter ab und begibt sich auf einen existentiellen Rachefeldzug, der nur der Vorstellung angehört und sich niemals in die Schranken weisen lässt:

Sie wusste, dass Gott jeden Abend die alte Welt einriss und zu Sonnenaufgang eine neue baute. Es war wunderbar zu beobachten, wie die Welt mit der Sonne Gestalt annahm und sich aus dem grauen Staub erhob, aus dem sie gemacht war. Die vertrauten Menschen und Dinge hatten Janie enttäuscht, deshalb lehnte sie sich über das Tor und blickte die Straße hinauf in die Ferne.

Der Teil von Janie, der nach jemandem – oder nach etwas – sucht, durch den bzw. das sich »der weite Horizont« eröffnet, hat seine stolzen Ahninnen in Elizabeth Bennet, in Dorothea Brooke, in Jane Eyre, vielleicht sogar – in sehr viel verderbterer Form – in Emma Bovary. Seit sich der Roman mit weiblichen Liebesnöten befasst (also seit seinen Anfängen), wird die romantische Suche in diesen Texten viel zu häufig beiläufig abgetan: Erst kürzlich saß ich mit einer Amerikanerin beim Abendessen, die mir erzählte, wie enttäuscht sie gewesen sei, endlich *Middlemarch* zu lesen und dann festzustellen, dass es nur »eine einzige endlose, tränenreiche, dröge Suche nach einem Mann« sei! Wer *Middlemarch* auf diese Weise liest, wird auch in *Vor ihren Augen sahen sie Gott* nicht viel Erbauliches finden. Es geht um eine junge Frau, die eine ganze Weile braucht, um den Mann zu finden, den sie wirklich liebt. Es geht um die Entdeckung des eigenen Ich im und durch den anderen. Es wird nahegelegt, dass selbst der Rassismus in seiner ganzen düsteren, scheußlichen Banalität fast vollständig in den Hintergrund tritt, wenn man nur einen anderen Menschen versteht, von einem anderen Menschen verstanden wird. Und ja, verdammt, es wird sogar behauptet, dass Liebe

frei macht. Heute heißt das Ziel immer »Selbstverwirklichung«, und es zeugt von Schwäche, wenn man das nicht alleine schafft. Das potentiell Rauschhafte zwischenmenschlicher Beziehungen, dem Hurston so hemmungslos Ausdruck verleiht, Janie, die von ihrer tiefen Liebe zu Tea Cake »schier erschlagen« ist – das alles wirkt womöglich tatsächlich wie der langweilige Höhepunkt einer »endlosen, tränenreichen, drögen Suche nach einem Mann«. Tea Cake und Janie allerdings erleben es nicht als Verzweiflungstat, dass sie einander wählen, sondern als Entdeckung, und das Verlangen, das beide empfinden, erfüllt sie nicht mit Scham, sondern mit Freude. Dass Tea Cake nicht unbedingt unsere Wahl gewesen wäre, dass er uns häufig missfällt und uns mitunter zur Verzweiflung treibt, verleiht der Darstellung nur noch mehr Kraft. Er handelt offensichtlich frei, und Janie wählt ihn aus freien Stücken. Wir können nicht eingreifen; wir können nur zuschauen. Trotz seiner Märchenstruktur – was die Ehemänner betrifft, sind aller guten Dinge drei – geht es in diesem Roman doch nicht um Wunscherfüllung, vor allem nicht um die Erfüllung *unserer* Wünsche. [2] Es ist schon sonderbar, von Schwäche zu reden, wo die Liebenden selbst keine empfinden.

Nachdem ich den Roman das erste Mal gelesen hatte, weinte ich, und zwar nicht nur um Tea Cake, nicht nur, weil das Buch so wunderbar geschrieben war, und nicht einmal aus dem sehr realen Abschiedsschmerz, den ich dabei empfand, die Welt auf seinen Seiten wieder zu verlassen. Was es mir bedeutete, ging über das alles hinaus, obwohl ich es damals weder benennen konnte noch wollte. Später nahm ich das Buch mit zum Abendessen, um es noch ein bisschen festzuhalten, wie wir das manchmal mit Büchern tun, von denen wir uns noch nicht so recht trennen wollen.

»Und?«, fragte meine Mutter.

Ich antwortete, es sei schon ganz ordentlich.

Mit vierzehn erwies ich Zora Neale Hurston literaturkritisch gesehen einen Bärendienst. Ich fürchtete mich vor meinen »außerliterarischen« Gefühlen für sie. Ich wollte eine objektive Ästhetin sein, keine sentimentale Heulsuse. Die Vorstellung, mich mit den Büchern, die ich las, zu »identifizieren«, gefiel mir überhaupt nicht: Ich wollte von Hurston begeistert sein, weil sie für »gute Literatur« stand, nicht, weil sie meine Gefühle zum Ausdruck brachte. In den zwei Jahrzehnten seither ist Zora Neale Hurston vom eifrig gehüteten Geheimtipp schwarzer Frauen im Alter meiner Mutter zu einem ganz eigenen Zweig der Literaturbranche aufgestiegen: Biographien [3] , Filme, Oprah Winfrey und afroamerikanische Literaturwissenschaftsinstitute erweisen ihrem Leben [4] und ihrem Werk stellvertretend für die gesamte schwarze Weiblichkeit die Ehre. Dabei wird ihr nun ein weiterer literaturkritischer Bärendienst erwiesen, diesmal ins andere Extrem. Im Roman verfällt Janie in Schwermut, weil Joe Starks sie so entschlossen idealisiert: Er will sie einsam vor der ganzen Stadt auf ein Podest heben und an die Stelle der Frau, die sie ist, ein Symbol setzen, die Frau des Bürgermeisters. Etwas Vergleichbares ist mit Zora Neale Hurston geschehen. Wie Janie thront sie auf dem Podest ihrer Veranda (»Ich bin da oben fast gestorben vor Langeweile«), fernab von den Menschen und Dingen, die ihr am Herzen liegen, und verkörpert, verzerrt von deren Blick, nur noch die Ideen und Glaubenssätze ihrer Bewunderer. Eine einzige literaturwissenschaftliche Aufsatzsammlung reicht aus, um uns eine Forschermeinung vorzuführen, derzufolge negative Kritik an Hurstons Werken einer »intellektuellen Lynchjustiz« durch schwarze und weiße Männer sowie weiße Frauen gleichkomme, eine weitere, die Hurstons letztes Buch mit der Bemerkung abtut: »In *Seraph on the Suwanee* geht es nicht einmal um Schwarze, was an sich noch kein Verbrechen ist, dafür aber um todlangweilige Weiße, was durchaus eines ist«, sowie eine dritte, die uns den »einzigen schwerwiegenden Fehler« in *Vor ihren Augen sahen sie Gott* erläutert: dass

Hurston nämlich merkwürdigerweise darauf beharre, die Geschichte ihrer Hauptfigur in der allwissenden dritten Person zu erzählen (anstatt Janie eine »direkte Stimme« zuzugestehen). Wir bewegen uns hier in einem einigermaßen vorhersehbaren literaturwissenschaftlichen Universum, das sicher auch den Großteil unserer Romanheldinnen aus dem 19. Jahrhundert als unterdrückte Kreaturen einstufen würde, denen die therapeutische Kraft einer Ich-Erzählung grausam vorenthalten wird. In einer solchen Welt ist auch die sogenannte »Black Female Literary Tradition«, also die weibliche schwarze Erzähltradition, über jeden Zweifel erhaben:

Schwarze Schriftstellerinnen haben jede Verfälschung ihres Erfahrungshorizonts als schwarze Frauen stets konsequent abgelehnt und damit die negativen Klischees vermieden, für die derartige Verfälschungen sowohl bei weißen amerikanischen Autorinnen als auch in der männlich geprägten schwarzen Erzähltradition häufig verantwortlich zeichnen. Anders als viele ihrer schwarzen Kollegen und weißen Kolleginnen waren schwarze Schriftstellerinnen in der Regel nicht bereit, das klar erkennbar Schwarze und/oder Weibliche ihrer Weltsicht in dem Bemühen aufzugeben, die sagemumwobene »neutrale« Stimme einer universellen Kunst zu erreichen. [5]

So gerne man der Ansicht, schwarze Frauen hätten »jede Verfälschung ihres Erfahrungshorizonts [...] konsequent abgelehnt«, auch zustimmen würde, weiß man als ehrliche Leserin doch, dass das schlicht und einfach nicht stimmt. Anstelle der negativ konnotierten Verfälschungen haben wir uns in den vergangenen dreißig Jahren einen neuen Fetisch herangezüchtet. Schwarze Heldinnen sind heute unweigerlich stark und voller Seele; sexuell sind sie ebenso unersättlich wie unerschrocken; sie treten uns in der unrealistischen Gestalt von Erdgöttinnen, afrikanischen Königinnen, Diven und Weltgeistern entgegen, ziehen in majestätischer Prozession durch Romane, die ihrerseits nur so triefen von einer ganz

[80] Diese Argumentationslinie wurde unlängst durch den amerikanischen Linguistikprofessor Dan Everett ins Wanken gebracht, dessen Aufsatz »Cultural Constraints on Grammar and Cognition in Pirahã« einen ganz gewaltigen Zoff unter den Leuten entfachte, die sich über linguistische Fragen zoffen können. Everett behauptet darin, im Regenwald im Nordwesten Brasiliens einen Stamm entdeckt zu haben – die besagten Pirahã –, dessen Sprache keine Rekursionen verwende und damit praktisch endlich sei. Der *New Yorker* hat dazu in seiner Ausgabe vom 16. April 2007 einen interessanten Artikel unter dem Titel »The Interpreter« veröffentlicht. [Ein deutscher Artikel zum Thema erschien unter dem Titel »Ein Leben ohne Nebensätze« am 3. April 2010 in der *Frankfurter Rundschau*. Anm. d. Ü.]

[81] Als die depressive Person noch ein Kind war, haben die geschiedenen Eltern einen Kampf darüber ausgefochten, wer ihr (d. h. der depressiven Person) die kieferorthopädische Behandlung zu bezahlen habe. Von der Schriftstellerin Mary Karr weiß ich, dass dieses Detail keineswegs zufällig gewählt ist: Es stammt aus *Verdammte schöne Welt*, den Memoiren von Elizabeth Wurtzel.

[82] Im Impressum zu den *Kurzen Interviews* bedankt sich Wallace bei der Mac-Arthur Foundation und der Lannan Foundation, der Paris Review sowie »bei der Belegschaft und dem Management von Denny's 24-Hour Family Restaurant, Bloomington, IL«.

[83] Dieselbe Ansicht vertrat er noch einmal ausführlicher in einem Interview mit *Salon*: »Mir scheint, die Intellektualisierung und Ästhetisierung von Prinzipien und Wertvorstellungen in diesem Land ist mit ein Grund, dass unsere Generation so ausgebrannt ist. Der ganze Kram, den meine Eltern mir immer eingeschärft haben, beispielsweise: ›Es ist ganz wichtig, nicht zu lügen.‹ Okay, alles klar, ist gebongt. Ich nicke, aber ich fühle nichts dabei. Bis ich dann um die dreißig bin und merke, wenn ich jemanden anlüge, kann ich ihm auch nicht mehr vertrauen. Ich leide irgendwie, ich bin nervös, ich bin einsam und weiß einfach nicht, warum. Und plötzlich wird mir klar: ›Hey, vielleicht wird man damit ja am besten fertig, wenn man tatsächlich nicht mehr lügt.‹ Dass etwas so einfach und im Grunde auch ästhetisch so uninteressant sein kann – was für mich immer hieß, dass ich es für die wirklich interessanten, komplexeren Sachen links liegen lasse – und dabei derart heilsam auf eine Weise, wie es der ganze hyper-meta-ironische Postmodernequatsch niemals fertigbringt, das ist für mich das eigentlich Wichtige. Mir scheint, das müsste unsere ganze Generation mal empfinden.«

[84] Inzwischen wissen wir, dass sein letzter, unvollendeter Roman, *Der bleiche König*, sich mit der Fachsprache von Steuerinspektoren des

Finanzamts befasst.

[85] So nennen sich die Hardcore-Wallace-Fanatiker.

[86] Aus Gründen der Länge (Wobei, wem mache ich hier eigentlich noch was vor?) habe ich die sechs Fußnoten ausgelassen, die Wallace in diesen Abschnitt einfügt.

[87] Die Guggenheim-Stipendien werden an Menschen vergeben, die »eine außergewöhnliche Fähigkeit zu produktiver wissenschaftlicher Forschung oder ein außergewöhnliches kreatives Talent im künstlerischen Bereich unter Beweis gestellt haben«.

[88] Allen dreien ist die Vorstellung gemeinsam, dass wahre Ethik vor allem das gute Verhältnis zwischen Menschen betrifft und nicht so sehr das Verhältnis des Einzelnen zu einem letzten Ziel oder Zweck. Für Kant sind alle Menschen Zweck an sich; für Weil sind sie in sich heilig. Und für Rawls sind sie Gemeinshaftswesen, deren Unterschiede zu respektieren sind, aber trotzdem nicht ins Gewicht fallen dürfen, sobald es um die Rechtsprechung geht, die sich nur um die Gerechtigkeit kümmern darf. Rawls zufolge müsste uns, wenn wir über die Grundlagen einer wahrhaft gerechten Gesellschaft entscheiden, ein »Schleier des Nichtwissens« übergeben werden, unter dem wir nichts von den persönlichen Eigenschaften der anderen (und auch nicht unseren eigenen) wissen, als da sind Rasse, Talent, Religion, Vermögensverhältnisse, Gesellschaftsschicht, Geschlecht – ein atemberaubender Gedanke, der mich an Wallace auf dem Höhepunkt des Gleichnishaften erinnert. Stellen wir uns einmal vor, wir hätten die Aufgabe, über die »Rolle der Frau« in unserer heutigen Gesellschaft zu entscheiden, einer Gesellschaft, in der wir selber leben werden. Doch während wir die Entscheidung treffen, wissen wir nicht, ob wir selbst Frauen sind oder nicht. Also entscheide dich!

[89] Aus Weils Essay »Die Persönlichkeit des Menschen«.

[90] Und doch hat sie Wallace seinen einzigen Literaturpreis eingebracht: den Aga-Khan-Preis für Literatur der *Paris Review*.